

HANNE ØRSTAVIK

*So wahr  
wie ich  
wirklich bin*

Karl Rauch

Hanne Ørstavik  
*So wahr wie ich wirklich bin*

HANNE ØRSTAVIK

*So wahr  
wie ich  
wirklich bin*

Aus dem Norwegischen von Irina Hron

Karl **Rauch**

Ich komme nicht hinaus. Irgendetwas ist mit dem Schloss passiert. Ich muss warten, bis Mama von der Arbeit nach Hause kommt und mir helfen kann. Als ich gestern Nacht ins Bett ging, war alles wie immer. Es war spät, ich bin sofort eingeschlafen. Heute Morgen hat mich das Geräusch der zufallenden Wohnungstür geweckt. Es war Viertel nach sechs. Zunächst dachte ich, Mama sei früher aufgewacht und hole bloß die Zeitung herein, doch dann hörte ich nichts mehr.

Ich stehe am Fenster und schaue zum Himmel hinauf. In meinem Zimmer ist es ganz still, als wäre es innen mit einer Polsterung ausgekleidet wie ein Kokon. Meine Achselhöhlen sind feucht, ab und zu löst sich ein Tropfen Schweiß. Meine Hände sind trocken und kalt. Der Himmel ist ganz klar, doch es ist windig, und gerade zieht eine dunkle Wolke vorbei. Vor einer Weile ist ein Flugzeug aufgetaucht, ein kleiner Pfeil hoch oben in der Luft, dahinter der Kondensstreifen wie ein gerader Strich. Ich stand da und sah zu, wie das Flugzeug verschwand.

Ich blieb noch eine Weile unter der warmen Decke liegen und lächelte vor mich hin, obwohl ich wusste, dass es mir nicht gelingen würde, noch einmal einzuschlafen. So aufgeregt war ich. Ich freute mich darauf, meinen Kaffee zu trinken, und auf alles, was bald passieren würde. Ich kletterte vom Hochbett hinab und wollte die Tür öffnen, doch sie war verschlossen. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass ich sie nicht würde öffnen können. Ich riss an der Türklinke, so fest diese es eben zuließ, sie ist alt und ramponiert. Schließlich begriff ich, dass ich hier nicht allein herauskommen würde, dass mir jemand würde helfen müssen. Ich be-

gann zu rufen, hämmerte gegen die Wand zum Wohnzimmer, in dem Mama schläft, dann gegen die Wand zur Küche. Die dritte Wand ist eine Außenwand, die unser Haus vom Nachbarhaus trennt. Ich habe keine Ahnung, wer dort wohnt. Die Wand ist massiv, und noch nie habe ich etwas von dort drüben gehört. An diese Wand klopfte ich nicht. Die vierte Wand hat ein Fenster, doch ich bin nackt. Meine Kleider von gestern liegen auf der Waschmaschine im Badezimmer, und der Kleiderschrank steht im Flur. Obwohl ich mich in das Bettlaken gewickelt habe, möchte ich erst abwarten, was passiert, bevor ich versuche, von dort aus auf mich aufmerksam zu machen. Es hat etwas Lächerliches, in Frogner, mitten in Oslo, aus dem dritten Stock in einen Hinterhof hinunterzubrüllen. Ich habe gebetet, dass alles gut werden möge. Habe mich dafür entschieden, die Sache Gott zu überlassen, sie in seine Hände zu legen. Manchmal habe ich den Eindruck, als würden sich in meinen Gedanken weiße Flecken breitmachen, sobald ich versuche, zusammenhängend zu denken; und anschließend weiß ich nicht mehr, woran ich eigentlich gedacht habe, bevor es weiß wurde. Ich muss versuchen, in den Bauch zu atmen, muss versuchen, ruhig zu werden und meine Muskeln zu entspannen. Mir fallen ein paar Übungen ein, die wir in einem Abendkurs über Bioenergetik gelernt haben. Eigentlich waren zu dem Seminar bloß Examenkandidaten zugelassen, aber ich hatte mich still und heimlich hineingeschlichen. Ich breite die Bettdecke auf dem Boden aus und lege mich auf den Rücken. Nicht auszudenken, wenn ich nicht Psychologie studieren würde und nicht die geringste Ahnung von so etwas wie Verhalten in Extremsituationen hätte. Ich versuche, ganz bewusst einmal etwas weiter oben, dann wieder tiefer in den Bauch zu atmen. Ich schließe die Augen, um meinen Körper

nicht sehen zu müssen. Es geht darum, eine derart entspannte Position zu finden, dass das Kreuzbein auf der Unterlage zu liegen kommt; doch damit habe ich Schwierigkeiten. Zudem bin ich nicht besonders gut darin, mich auf körperliche Dinge zu konzentrieren. Ich glaube, etwas in mir langweilt sich dabei, und meine Gedanken beginnen unmittelbar abzuschweifen, fort zu allem Möglichen. Mittlerweile ist es kurz vor acht. Ich sehe Ivar vor mir, er steht am offenen Fenster in seiner Wohnung und raucht in der frischen Morgenluft die erste Zigarette des Tages. Er trägt seinen schwarzroten Islandpullover, der an den Ärmeln ausgefranst ist. Ich denke an seine Hände, an seinen Mund und wie dieser sich um die Zigarette schließt, an seine Lippen. Dann lächelt er ruhig und voller Wärme, glücklich lächelt er, ich spüre es mit jeder Faser meines Körpers. Bald wird er die Wohnung verlassen, die Treppe hinunter und durch das Haustor gehen, rechts auf die Straße einbiegen. Ich glaube daran, dass alles gut werden wird. Ich werde rechtzeitig hier herauskommen. Gleichzeitig ahne ich jedoch, dass alles vorbei ist: Alles ist bereits vorbei, und ich muss loslassen, meine Hoffnung und meine Träume loslassen, alles an mir vorüberziehen lassen wie kleine Stöckchen, die mit der Strömung dahintreiben. Sein Rucksack, sein Gitarrenkoffer, seine Beine, wenn er in den Flughafenexpress einsteigt. Im Zug würde er sich noch einmal umdrehen, und in genau diesem Moment würde ich draußen auf dem Bahnsteig stehen, mit meiner Tasche in der Hand, außer Atem und glücklich. Ich würde rechtzeitig kommen. Ich kann immer noch rechtzeitig dort sein, wenn ich nur hinauskomme, jetzt gleich. Jetzt, und dann mit meiner Tasche zum Nationaltheater hinunterlaufe. Er wird mich ansehen. Ich werde da sein. Sein Blick wird wie damals beim ersten Mal sein, ein offenes: Hallo. Beim Hintereingang des

SV-Gebäudes, dort, wo die Sozialwissenschaften untergebracht sind und wo man die Räder abstellen kann. Ich erinnere mich, wie ich zusammenzuckte und wie angewurzelt stehen blieb. Damals war er für mich bloß der Neue, der jetzt in der Mensa arbeitete. Er sah mich an, und mir war, als würde er mich mit einem spitzen Stock am Bauch kitzeln. Er trug eine ausgewaschene Hose und einen kurzen weißen Kittel. Er rauchte und hielt dabei den linken Arm dicht an den Oberkörper gepresst, die linke Hand unter die rechte Achsel geschoben. Das eine Knie angewinkelt, sein Fuß an der roten Backsteinmauer abgestützt. Seine Stimme war dunkler, als ich gedacht hatte. Als hätte ich davor jemals an seine Stimme gedacht. Hatte ich das? Ich hatte ihn hinter der Ausgabetheke stehen sehen, selten saß er hinter der Kasse, er tat andere Dinge, belegte die Baguettes, schnitt die Tomaten, hielt sich im Hintergrund. Das scheint alles schon so lange her zu sein. Komm mit, ich hab ein Geschirrtuch für dich, sagte er. Er ließ den Zigarettenstummel in die rote Tonne fallen, blies den Rauch aus dem rechten Mundwinkel und hielt mir die Tür auf. Er lächelte mir erneut zu und ging in Richtung Mensa. Ich blieb in der Halle stehen, direkt neben dem Lagerraum. Ich sah ihn zwischen den Flügeln der Drehtür verschwinden, wo auch die Wagen mit dem schmutzigen Geschirr hineingeschoben werden. Meine Brille war nass vom Regen, ich nahm sie ab, wo kann ich bloß etwas zum Abtrocknen herbekommen, dachte ich. Meine Kleider waren klitschnass, ich war verschwitzt, mein Rock triefte vor Nässe und klebte mir an den Beinen. Alles war schiefgegangen: Ich hatte zu Hause lernen müssen, weil Mama sich nicht freinehmen konnte. Daher musste ich daheimbleiben und den Klempner hereinlassen. Er hatte Verspätung, und ich verlor sehr viel Zeit. So rasch ich konnte, trat ich in die Pedale. Als

ich endlich bei der Uni ankam und mein Fahrrad absperren wollte, hatte ich das Schloss verloren. Ich wusste, dass ich es auf dem Gepäckträger festgeklemmt hatte, ich mache das immer so, ganz automatisch. Es musste heruntergefallen sein. Als ich von zu Hause losgefahren war, hatte es nur leicht geregnet, doch als ich ankam, goss es in Strömen. In drei Minuten würde die Vorlesung beginnen. Ich konnte das Fahrrad nicht dort stehen lassen, ohne es abzusperrern, konnte es mir nicht leisten, dass es mir gestohlen wurde. Und ich würde es nicht schaffen, mich auf die Vorlesung zu konzentrieren, wenn ich die ganze Zeit daran denken musste, ob vielleicht gerade jemand mein Fahrrad mitnahm. Alles war falsch. Ich musste umdrehen und zurückfahren und nach dem Schloss suchen. Während ich das Rad den Blindernwei hinabrollen ließ, vorbei an der Marienlyst-Schule, fing ich an zu weinen. Das Schloss lag bei den Baracken direkt beim Rundfunkgelände des NRK. Eine mit blauem Plastik überzogene Kette. Ich stieg vom Rad, hob es auf und hängte es über den Lenker. Dann drehte ich wieder um und schob das Fahrrad die ganze Strecke zurück, bergauf. Ich konnte nicht aufhören zu weinen. Ich musste mein Rad anderswo abstellen als sonst. Als ich in der Eingangshalle stand, weinte ich immer noch, oder besser gesagt, liefen mir immer noch die Tränen herunter. Das muss eine physiologische Reaktion sein, dachte ich, man könnte meinen, ich hätte einen Beutel mit Wasser in der Brust. Mein Gesicht war nach dem Regen ohnehin tropfnass, und ich glaube nicht, dass er meine Tränen bemerkt hat. Ich spürte einen Schmerz an der linken Augenbraue, an einem ganz bestimmten Punkt. Ich würde zu spät zur Vorlesung kommen. Gleichzeitig hatte ich Lust, hinter dem Mann von der Mensa herzugehen, am selben Ort zu sein wie er. Ja, ich hatte Lust, es ist wahr. Ich hatte schon

damals Lust. Ich ging hinüber zur Glaswand, wo man den Speisesaal betritt. Vielleicht sollte ich nachsehen, wo er blieb, vielleicht hatte er mich bereits vergessen, so lange wie er brauchte, vielleicht stand er dort drinnen und lachte über mich. Doch dann setzte sich die Drehtür in Bewegung, und er kam ruhigen Schrittes auf mich zu, in der Hand ein weißes Geschirrtuch, sauber zusammengelegt und frisch. Hier, sagte er. Ich bedankte mich und lächelte, er fragte, ob ich einen Kaffee wolle. Eigentlich sollte ich zur Vorlesung gehen, sie dauerte mindestens noch eine Viertelstunde. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Ja, mindestens. Ich sah ihn an. Hinter meiner Stirn pochte es. Bring das Geschirrtuch einfach später vorbei, sagte er. Ja, sagte ich und nickte. Vielen Dank. Er lächelte erneut, breit, als würde er sich über etwas amüsieren. Er wirkt fast zu heiter, dachte ich und wusste nicht, ob ich seinem Lächeln trauen konnte. Ich lief die breite Wendeltreppe zu den Toiletten hinunter, nahm drei Stufen auf einmal, zum Glück war alles menschenleer. Ich stellte mich vor den großen Spiegel und sah hinein. Ich musste lächeln, begriff nun, warum er gelacht hatte: Mein rotes Haar hing in Strähnen zu beiden Seiten meines Gesichts herab, die Goldspange war verrutscht und saß schief, wodurch sich das Haar auf meinem Kopf zu einem wirren Knäuel getürmt hatte, und unter meinen Augen hatte sich die Schminke in dunklen Rändern abgesetzt. Ich rieb mich mit dem Geschirrtuch trocken, mit raschen und kräftigen Bewegungen, putzte mir die Nase, trocknete meine Augen. Endlich hatten die Tränen aufgehört zu fließen. Ich putzte meine Brille und lief dann schnell die Treppe hinauf, eilte zum Hörsaal 7. Vorsichtig öffnete ich die Tür und setzte mich in die letzte Reihe, holte mein Notizbuch aus dem Rucksack. Die Ecken am oberen Rand waren vom Regen ein wenig feucht geworden. Ich sah

zum Vortragenden hinunter. Er war winzig klein, wetzte hin und her, zeichnete kratzend Striche auf die Tafel neben der Leinwand für den Overheadprojektor. Er wirkte aggressiv, ich dachte, dass er sich vermutlich darüber ärgerte, dass Leute zu spät kamen und störten. Er war mittendrin im Thema, sprach über kognitive Dissonanz und Attributionstheorien.

In der Pause blieb ich im Hörsaal sitzen und schrieb die Aufzeichnungen einer Kommilitonin ab, mit der ich in der Fachschaft bin. Es war eine nette Geste von ihr, mir das von sich aus anzubieten, immerhin sind wir über vierhundert, die um die insgesamt siebenunddreißig Studienplätze konkurrieren, sie hätte es auch einfach sein lassen können. Manchen der männlichen Studenten merkt man den Konkurrenzdruck an. Der starre Blick, der Arm, der die Notizen vor den Blicken der anderen abschirmt. Durchs Abschreiben kam ich ins Thema hinein, es fand seinen Weg von der Hand in meinen Körper, als würde ich schweben, die Ruhe und die Konzentration, die logisch verlaufenden Linien – es war ein erhebendes Gefühl. Dennoch war da dieses Gesicht, das vor meinem inneren Auge auftauchte und sich wieder auflöste, das sichtbar wurde und wieder verschwand, wie ein Pulsschlag, der Mann von der Mensa, sein Lächeln, seine Augen, als wäre er ein Bild, das mir in Fleisch und Blut übergegangen war, und jedes Mal, wenn das Blut an meinen Augen vorüberauschte, wurde er erneut sichtbar. Ich musste lächeln. Johanne, Johanne. Ich versuchte, das Bild loszuwerden, indem ich den Kopf schüttelte. Ich hatte mich umgesetzt, nach vorne in die dritte Reihe, unmittelbar vor den Vortragenden, dorthin, wo ich immer saß. Ich konnte nicht aufhören zu lächeln, es war beinahe zwanghaft, aber ich glaube, dass ich damals noch nicht begriffen hatte, woher dieses Lächeln kam. Die Pause war zu Ende, und langsam

sehe einen schimmernden Rest von Hautcreme an ihrem Hals. Gib mir eine ehrliche Antwort, sagt sie. Das Weiße ihrer Augen ist ganz gelb, eine Ader ist geplatzt, ich sehe ein zartes Netz aus Blut, sehe das Spiegelbild meines eigenen Auges. Ich versuche, etwas in mir zu erspüren, doch ich empfinde nichts.



© Linda B. Engelberth

HANNE ØRSTAVIK ist eine der profiliertesten norwegischen Gegenwartsautorinnen. Sie hat eine große Leserschaft und wurde mit vielen Literaturpreisen ausgezeichnet. Nach dem Roman *Liebe* ist der in bislang zehn Sprachen übersetzte Roman *So wahr wie ich wirklich bin* ihr zweites Buch im Karl Rauch Verlag.

IRINA HRON hat in München und Kristiansand (Norwegen) studiert und über deutschsprachige und skandinavische Literatur um 1900 promoviert. 2011–2016 lehrte sie an der Universität Stockholm, 2016–2018 in Wien und seit 2018 lehrt sie an der Universität Göteborg. Ihre Übersetzung von *Liebe* wurde 2017 vom Österreichischen Bundeskanzleramt prämiert.



Titel der Originalausgabe: *Like sant som jeg er virkelig*

© Hanne Ørstavik

First published by Forlaget Oktober AS, 1999

Published in agreement with Oslo Literary Agency

Der Verlag dankt NORLA für die  
finanzielle Unterstützung der Übersetzung.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2018 der deutschen Ausgabe:

Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf

Covergestaltung, Layout und Satz von Sebastian Maiwind, Berlin

Einbandmaterial von peyer graphic, Leonberg

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und gebunden

bei Finidr in Český Těšín.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Czech Republic.

ISBN 978-3-7920-0253-7

[www.karl-rauch-verlag.de](http://www.karl-rauch-verlag.de)